

hier hatte sich ihre Strategie, sobald sie in den Bereich der feindlichen Kräfte vordringen war, an den Stellungs-
krieg getrieben, genau wie in Frankreich und Spanien;
die Verluste der Franzosen belaufen sich
nach ausländischen Nachrichten auf mehrere zehntausend
Mann; die Verluste der Engländer
in der kurzen Zeit ihrer Teilnahme am Kampfe sehr schwer, denn
die zwei „ausgerüsteten“ Divisionen werden zusammen 40 000
Mann stark gewesen sein; von Anfang bis zu Ende der Operationen
herzliche Uneinigkeit im englisch-französischen
Heere, nicht allein unter den Führern und dem Generalstab,
sondern auch unter den einzelnen Truppenteilen; lange Zeit
hindurch war keine taktische Verbindung vorhanden
zwischen dem englischen und französischen Flügel; als die
Verbindung für kurze Zeit hergestellt war, wurde sie bald
auf von den Bulgaren durchbrochen, ein Zeichen
für deren taktischen Zusammenhang; so wurde die ganze
Kriegsführung, nicht nur des Balkans, sondern auch des
„Großen Krieges“, jämmerlich zusammenbrechen und, um
wenigstens an die vorbereitete Stellung an der
griechischen Grenze klammern, welche im Winkel der
Balkanlinie Salomits-Geweghelt und Salomits-Dorran lag;
auch diese letzte Position ist geräumt; der Westflügel
der Franzosen befindet sich in Freiheit auf mazedonischem
Boden; die Grenzlinie Doiran und Gewaghi wurden
von den Bulgaren erstickt und die bulgarische siegreiche
Armee steht unmittelbar an der Grenze
Griechenlands, also vor der Entscheidung; sie über-
schreiten den bisherigen Sieg zu einem entscheidenden
zu machen, aber die russische Heeresmacht dem
stehenden Feinde Luft zu lassen, so daß er sich im Raume
von Salomits sammeln kann. In Kriegesfall alles ein-
fach, heißt ein Grundriss der deutschen Heerführung. Aber
in früheren Feldzügen hat schon manchmal die Politik die
eine einfache Sprache redende erfolgreiche Heerführung
kompromittiert gemacht. Die schwachen Verbindungen
des geschlagenen Expeditionsheeres sind in dem Augenblick
höchst gefährdet, wenn das gedrangene Griechentum
sich zu dem Entschluß auftritt, den ungeliebten Gästen die
Tür zu weisen.

Aus dieser Gesamtsituation dürften sich die aus den
Anerkennungen der Viererband-Diplomatie noch nicht ergebenden
Symptome des Zerfalls herleiten lassen. Be-
stehen sie schon in der Frage des Angriffs auf die Dar-
danelles, so drängt der neue Waffenstillstand die Westflügel
und ihrer Verbündeten die Feinde zum Entschluß, für den
es nur zwei Möglichkeiten gibt: das Aufgeben der
Balkanunternehmung und bald darauf das Ver-
lassen der Stellungen auf Gallipoli, oder das Wagnis,
Salomits als Stützpunkt festzuhalten und auf
Gallipoli den verfallenen Angriff der Türken zu
erwarten. Am letzteren Punkte sind bedeutende Ver-
stärkungen für den Orientkrieg von unten heranzu-
schaffen. Wie auch die Entscheidung ausfällt, immer wird
das französische Interesse sich mit dem englischen feindlich be-
gegnen.

Unterdessen beweist unser tapteres Heer an der west-
lichen Front, daß es jederzeit bereit ist sich taktisch
zu stellen zu erweisen. Am 6. Dezember wurden in der
Champagne bei Aubervilliers Teile der französischen vordersten
Stellung erobert. Es ist derselbe Kampfraum, in welchem der
französiche linke Flügel in dem großen Herbstangriff, der dem
Feinde einen Verlust von etwa zwei Armeen kostete, zum
Durchbruch vorging. Damals konzentrierte sich die Wucht
des französischen Angriffs in dem eigenen Zentrum,
während die Flügel sich nur nebensächlich beteiligten. Auch
im Raume von Soissons ergriffen wir die Offensiv-
und entrißten dem Feinde seine Stellungen in einer Aus-
dehnung von einem halben Kilometer. fünf Gegenangriffe
und stürzte Artilleriefirei vermindert nicht, uns diesen Er-
folg wieder zu entreißen; wir halten die Höhe 193, die halb-
wegs zwischen Souain und Zature liegt, und haben über-
raschend schnell begonnen, von den 40 Quadratkilometern,
welche die Franzosen uns vor etwa zwei Monaten entrißen,
einen Teil zurückzugewinnen. Beachtet man, wie uns die
französische Fachkritik nach den Kämpfen in der Champagne
völlige Erschöpfung, mühseliges Festhalten unserer
Stellungen, anglichsches Abwarten weiterer französischer Be-
drohung prophezeite, so wird man sich freuen müssen, wie
schnell auch diese blühende französische Phantastik wieder
ins Irrethum gefeht ist.

Die russischen Angriffe an einigen Stellen der
langen Front im Osten sind schwächlich geworden. Eine

Deutliche Ruhe scheint auf den Entschlüssen der russischen
Bevölkerung zu fallen. Das Paradoxon dieser Zusammen-
stellung einer besessenen Refrutenarmee ist
nicht zu politischem und militärischem Entschluß auf die südliche
Lage gelangt, und Russland scheint sich darauf beschränken
zu wollen, den Einfluß des Winters auf die Kriegsführung der
Mittelmächte abzuwarten. Von dem Angriff auf die bulgarische
Front über die Donau herüber hört man nichts mehr, und
England und Frankreich müssen sich daran finden, die Schritte
der deutschen Strategie im Osten doch höher einzuschätzen,
als sie es bisher taten. Man hat im Winterband sich die größte
Nähe gegeben, die Zurückdrängung des russischen
Millionenheeres auf die jetzt bestehende Frontlinie als
einen Misserfolg der Mittelmächte darzustellen. Man
hat gesittlich die Zurückdrängung der Verbände, die De-
zimierung allen Kriegsmaterials, die Einbuße am Vertrauen
zur Führung und der Verlust von Millionen Mannschaften
und Offizieren durch Tod und Gefangenschaft übersehen; aber
diese Folgen des „miserablen russischen Rück-
zugs“ sind es gerade, welche die russische Kriegsführung
hindern, auf die Entscheidung im Orient einzuwirken.

Ein Engländer über die Grenzen der englischen Wehrkraft.

Arnold Bennett, einer der bekanntesten englischen Schriftsteller, hat
ein großes Buch über die englische Wehrkraft geschrieben, das
entworfen ist, dem den Titel gibt: „England kann sich keine
weiteren Soldaten leisten“. Dem interessanten Aufsatz entnehmen wir
folgende Einzelheiten:
„Die schwächliche Veranschaulichung ist nun im Gange.
Lord Derby's Energie, Enthusiasmus und Verzicht verdienen Sym-
pathie. Seine Arbeit ist ein Zeichen des nationalen Willens und
daher sollte ich auf einen Erfolg. Aber ich hoffe nicht, daß welche
Kriegs-Regierung einleiten wird, daß jede weitere Refruten-
einrichtung einen schweren Fehler bedeutet, daß diese nur das Ergebnis
haben würde, daß der Krieg trotzdem nicht gewonnen,
sondern nur in die Länge gezogen und verurteilt wird. Vor
wenigen Wochen erklärte ich, daß die englische Armee nunmehr so
groß sei, wie die Umstände es erforderten. Daraufhin wurde ich
sogar niedergeschrien, weil meine Ansicht nicht stimmte. Ich wollte
freudig um jeden Preis haben. Und das ist der Grund, warum ich
heute hier in der „New York Times“ meine Meinung offen äußere,
die nicht oft genug wiederholt werden kann.“
Der Krieg kostet England jetzt 5 Millionen Pfund täglich, und von
dieser Summe bezahlen wir 1 Million täglich aus, während die an-
deren 4 Millionen freibrieflich sind und später zahlbar werden. Dieser
Zustand könnte unbegrenzt fortauern, wenn immer Vertrauen zum
Siege absolut unerschütterlich bleibt und wenn die englische Regierung im-
mer noch alle Waren, alle Munition und Kriegsvorräte dem
eigenen Lande entnehmen zu können. Aber natürlich ist dies
nicht der Fall. In ganz ungeheuren Mengen kommen alle möglichen
Waffen und Waren aus anderen Ländern, hauptsächlich aus Amerika.
Diese Ware muß aber einmal bezahlt werden, und tun wir das
nicht, so hört sofort die ganze Einfuhr auf und der finanzielle Zu-
sammenbruch ist da. Wie aber soll diese Ware bezahlt werden? Am
Ende doch nur durch die Kassa! Aber es ist ganz unmöglich,
diese mittels unserer Währungsnoten zu bezahlen. In der ersten Hälfte
dieses Jahres — und seitdem ist es noch schlimmer geworden — war
die Einfuhr Englands um 55 Millionen Pfund, d. h. 14 Prozent, größer
wie früher und die Ausfuhr war um 72 Millionen Pfund, d. h. 28 Pro-
zent, geringer. Der Wert der in England eingeführten und wieder
ausgeführten Waren war um 8 Millionen Pfund oder 18 Prozent ge-
sunken. Allein an Lebensmitteln wurde für 40 Millionen Pfund mehr
wie früher nach England gebracht. Es ist klar, daß England auf das
Ausland und hauptsächlich auf Amerika für seinen Lebensunterhalt
angewiesen ist. Im Jahr 1915 wird die Einfuhr 400 Millionen Pfund
übersteigen! Aber diese Summen müssen erst einmal gefunden werden!
Denk! Wir sind gar nicht imstande, die zu übersehen. — Aber die Gläubiger
werden schon drängen! Wie sind überhaupt bis jetzt die Zahlungen
geleitet worden? Das Amerika anbelangt, waren es meistens
Aktien, die herüberwanderten. Jetzt aber sind bereits für über 200
Millionen Pfund Waren nach England geliefert und der Ansturz des
Stierkopfes zeigt sich klar, daß es nicht weitergeht. Auch die
Anteilhaber der in Amerika für unsere Waren erzielten „England
wollte erst 200 Millionen Pfund in Amerika aufnehmen. Es war
aber nicht möglich, mehr als 100 Millionen zu erzielen. Das zeigt
schon, daß wir die Amerikaner in Zukunft nicht mehr mit
englischen Papieren werden bezahlen können. Was müssen
uns denn unsere Millionen von Kapitalreferenzen, wenn sie nicht in
Zahlung genommen werden. Und wenn wir unter gefamtes Gold
nach Amerika schicken (wir haben übrigens nur 60 Millionen

Pfund), so würde dies die Aufhebung des Bankgesetzes bedeuten und
unter Papiergegeld hätte dadurch nichts. Das aber wäre ein Sieg
für Deutschland, mindestens ebenso groß, wie die Einnahme von
Paris. Wenn ich alles zusammenfasse, so ist die Lage außerordent-
lich ernst.

England kann sich einfach keine neuen Refruten
mehr leisten — und das ist die große Wahrheit. Das geht
ganz klar aus den oben erwähnten Zahlen unserer Einfuhr und
unserer Ausfuhr hervor. Wenn verlangt die neuen Soldaten nur aus
Wahl vor der Anzahl der Soldaten des Gegners. Aber weiter als
an die Zahlen denkt die Regierung nicht. Richter selbst betrachtet
die ganze Lage immer nur von militärischen Standpunkte; er ver-
steht nichts von Finanzen, er will immer nur neue Soldaten. Aber
das Kabinett und die Mitglieder der Regierung sollten auf die
Stimme des Volkes hören. Ein Peter Gott bleibt ein Peter, wie
er auch immer verschütten wird und es ginge eben so gut. Infratere
aus Artillerie zu rekrutieren, als noch mehr Refruten einzustellen.
England unterhält ja nun drei Millionen Soldaten. In diese Reihe
ist schon doppelt so groß wie die des Deutschlands. Im Sommer
lassen wir doch endlich einmal die Wahrheit durchscheit. Dazu kommt
die Tatsache, daß die neue Refruten eine weitere Million Pfund
pro Tag an Kosten verursachen würde, nachdem wir bereits fünf
Millionen Pfund pro Tag an Kriegskosten haben. Die „militärische
Notwendigkeit“ ist ein weites Begriff. Wir müssen uns wohl einen
bleibenden Frieden sichern! Aber die zweite militärische Notwendigkeit
ist doch auch Munition für die Artillerie und Lebensmittel für
Englands Bürger zu stellen. Je mehr Refruten eingestellt
werden, desto weniger Munition für die Soldaten und desto
weniger Lebensmittel für die Bürger werden herangezogen
werden können und desto weniger finanzielle Mittel werden. Durch
das Anstehen werden die Preise so lange in die Höhe getrieben
werden, bis diese Entbehrungen für alle bedeuten werden. Aber
damit wird der Wille der Nation zum Erge erlahmen, der Friede
wird erlahmt werden und der „militärischen Maschine“ wird der
Grund und Boden entzogen werden. Der Charakter dieses Krieges
ist klar, er ist ein Krieg der Hartnäckigkeit, er wird ein Krieg
werden, der in England überzogen werden kann. Dies ist nicht
es die Lebensmittelpreise sein, die diesen Krieg beenden werden.

Frantzösischer Generalstabsbericht. Lebhafteste Artillerietätigkeit an der französischen Front. — Sortdauer des Rückzuges in Mazedonien.

Paris, 14. Dezember. (M. Z. B.)
Mittlicher Bericht vom Montag nachmittag: Nachdem die Deut-
schen in der Champagne südlich des Hügel von Reims
eine Mine vor einer unserer Schützengräben zur Entzündung
gebracht hatten, besetzten wir den Sprengtrichter. Von der übrigen
Front ist nichts zu melden.

Mittlicher Bericht vom gestern abend: Sehr lebhafteste Ar-
tillerietätigkeit im Artois südwestlich von Deubain, wo
wir ein deutliches Schanzwerk gerichtet, nördlich von der Höhe
und in der Champagne in der Gegend des Hügel von Reims.
In St. Mihiel beschützigen unsere Batterien ernstlich die ein-
zig deutsche Brücke, die das Südwestufer der Mosel überbrücken
kann. Bei St. Marie nördlich von St. Mihiel verurteilten
unser Schiffe schwere Schäden an einem deutschen Motorschiff. Neue
Berichte von Augenzeugen besagen, daß unsere vorgetragene
Beschädigung des Schiffs von Buchart (saut Neuf) aus-
gesprochene Wirkungen erzielte hat. Deutsche Schützengräben
vollständig zum Schmelzen gebracht und eingeebnet, mehrere Ma-
schinenabwehre zerstört.
Belgischer Bericht: Die Nacht verlief an der Front ruhig.
Gute feindliche Batterien wirkten Beschädigungen verschiedener
feindlicher Batterien und Truppen sowie eines deutschen Regers bei
Reben an.

Orientarmee: Nachdem wir am 11. Dezember alle bulgarischen
Angriffe abgelehnt hatten, nahmen die französischen Truppen
in der Nacht vom 11. zum 12. und am Morgen des 12. Dezember
ihre Rückzugsbewegungen kampflös wieder auf. Trotz der
Gefahr der Gefangenschaft vollzogen sich diese Bewegungen vorwärts-
mäßig. Das ganze Kriegsmaterial wurde in Sicherheit gebracht. Am
12. Dezember besetzten wir die Linie Gewaghi-Kilindir.
Dardanellesarmee: Der 11. und der 12. Dezember zeichneten
sich durch lebhafteste Artillerietätigkeit aus. Am 12. liefen
wir zwei Minen springen, die bedeutenden Schaden in den türkischen
Linien anrichteten. Der Feind seine Schützengräben sofort wieder
besetzte und Refruten vorrückte, trat unsere schwere Artillerie in
Tätigkeit und brachte ihm empfindliche Verluste bei.

Bilder aus Dem Krieg.

Don (Nachdruck verboten.)
Oskar Wöhrl, Romaner.
Dattouille.

Drei Mann und ein Tennant. Eine Dattouille sind wir.
Vorstand aus den eigenen Vintin, die Nacht zur Hilfe genommen.
Freiden wir vorwärts, feindlich!

Unabmerzliches Licht greift das gültige Antlitz der Nacht;
Dunstfliegen drehen ihre fasten Augen aus. Wir erschauern.
In der feindlichen Drahtbahn. Dahinter der tausendfachen
Teil einer Gefunde Schießscharte an Schießscharte, unheimliche Wölfer,
in denen mit prallen Scherfen der Tod list.

Drei Mann und ein Tennant. Eine Dattouille sind wir.
Die Dattouillere Interjekt. Schweigen und Atemanhalten. In der
inneren Seele das unbehagliche Gefühl eines Menschen, der mitten
im Essen auf Sandboden steht.

Die Schere knirscht wieder. Dieses Mal lauter. Die Antwort läßt
nicht lange auf sich warten. Ein tollgewordener Schuß springt
herauf auf uns zu. Laufend seiner irrsonnigen Verderb schließen
sich an.

Wir liegen flammend in den niedergefallenen Plätzen, selbst zu Stein
und Holz geworden, und wissen kaum noch, daß wir atmen können.
Drei Mann und ein Tennant. Eine Dattouille sind wir.

Was sag ich? Dattouille? Nein! Ein winziges Häufchen auf dem
Fächer eines vienföhlichen Tieres sind wir, ausstehend vorgestreckt.
Ein winziges Haar! Und wenn wir jetzt sterben?

Das schmerzt und schilt weiter — und dinstelt und frist — und
schlägt seine Feinde danieder.
Dattouille sind wir!

Das unerwartete Licht.

In der Vorstadt, kämpfend eingemommen, lagen tote Klaffen überm
Weg. Die Gewehre zerkleinert, zerbrochen, die Kolben zerplittert,
Patronenhüllen verstreut, verstreut, wie sonst ein Wilder-
baum seine Frucht von sich wirft, und jeder schmutzige Pfaffenstein
doppelt beschnitten und selbst überflutet vom vergessenen Menschen-
blut.

Meine Kameraden gingen mit aufgefangenen Beinetten in die
Schäfer hinein. Es wurde scharf geschossen, und keine Minute war
man fernes Klumpen bebend sicher. Vins, vom Fluße her, rannte
der Sengender brennender Häuser. Finfernis schaltete Seele und Bild.

Tropf und Verderben waren schon Häubler unterwegs und
wollten Geschäfte machen. Schreiend liefen sie uns nach, wir sollten
doch schöne Möbel aus den Häusern herauslösen. Lächer, Leppiche,
Kleider! In den Ganggängen laueren geklumpte Gestalten, mit
unerschütterlichen Gesichtern in den Augen allen feindlichen Bewegungen
folgend. Keine von uns dachte an Flucht. Wir sind Deutsche.

Mitten durch den Dreck und das menschliche Feind, das hier from-
weise floh, kam eine Frau gegangen. In ein buntes Häufchen ge-
wiewelt, hielt sie ein Kind an der Brust, und während der junge
Mensch gleich ihr schaute sie mit einem glänzenden Blick, das die
ganze Gasse hell machte, auf ihn nieder und schritt davon.

Wir sahen uns an, einer den andern, machten die Schöpfer auf
und nahmen langsam die Patronen aus den rauschenden Gewehr-
fächern.

Das sonderbare Gasthaus.

Vom vielen Gehen war ich unbehaglich geworden. Ich
schneiterte vor Kälte und trat ohne langes Bedenken in das erste
beste Gasthaus ein. Der warme Raum war hell beleuchtet, die
Erdboden der Glühbirnen brachten sich in den hohen Stiegen und
warfen mattschimmernde Reflexe auf die fülligen Zierwandungs-
streifen aus schwarzem Marmor.

Das Lokal war, wie schon mein erster Blick eroffte, hart be-
setzt. Wohin ich lag, wippten flinke Federn von Damentischen her-
unter, und die Klagen älterer Herren schimmerten in jenem rasierten
Ton, der nur der Schwärze gebräuhert fersel eigen ist. Am letzten
Tisch, ganz in der Ecke, aber hell beleuchtet von einem großen Licht,
war noch ein Platz frei. Ich setzte mich hin.

Rein Refiner kam. Ich hatte Zeit und dachte nach, was ich
eigentlich verzeihen sollte. Zum Schluß entschied ich mich für einen
tätigen, heißen, warm machenden Grog.

Der Refiner hatte sich noch immer nicht bilden lassen, trotzdem
ich bereits eine geschlagene halbe Stunde an meinem Platz lag. Ich
sah mich um, und mit einem Male fiel mir die Stelle auf, die in
dem Raume sich ausbreitete. Wohl sahen die Wäpfer vor ihren
Pulsen und Refinerhänden und trugen sichtlich ihre Instrumente,
und der Koppelmetzer schlug mit langen, mühsamen Armbewegungen
den Laft dazu, aber es ließ sich kein Ton hören.

Jetzt schaute ich die Leute an den Tischen genauer an. Sie
hatten alle eine unheimliche Blässe im Gesicht. Sie rebeten wohl,
aber ich verstand sie nicht. Sie lachten wohl, aber ich begriff das
Lachen nicht. Es war ein Lachen aus Stein; gleichsam an den
Rippen angefroren. Und wenn sie beim Gespräch die Arme de-

wegten, sah das so gefestigt aus, als winkten sie aus einer
anderen Welt.

Wir wurde, als ich das erstah hatte, unheimlich zu Mute, um
so mehr, als das Licht zu meinem Ganpfe mit immer größerer
Gewalt brannte, und mit dem Flügeln kante und zu brummen
anfangen, wie eine Riesennimbe, die sich an einer Glasfläche ge-
senkt hat.

Im dem Grauen zu entgehen, griff ich zu der fibernen Glode,
die mitten auf dem Tische stand, und läutete. Die Glode wurde
noch größer. Aller Augen sahen her, und aus einem Nebenzimmer
heraus kam ein langer, hagerer Mensch auf mich zugegangen.

Er verbeugte sich höflich, hörte meine Bestellung an und legte
leise: „Mein Herr, Sie bemerken sich vergeblich!“ Er deutete auf
die Gläser rundum, und ich sah auf allen das eine gleiche Wort:
„Auf Verzeihen des Bedenk!“

Range betratete ich die schäntzen Fußboden aus schwarzem
Metall, dann stand ich langsam auf und ging hinaus. Der Be-
sther des Gasthofes ging hinter mir her, und an seinem Atem
spürte ich, daß es der Tod war.

Die Musik spielte noch immer, als ich wegging, und erst, als
die Tür hinter mir ins Schließ schlug, gab der eilige Mann nach,
der mich bisher umschloß hatte, und ich ermahnte.

Und da ich jetzt an Träume gewohnte, ging ich noch niemals
zu ruhigen Herzens in die vorderste Linie als gerade an diesen Tag.

Der Regenbogen.

Wenn's ausgerechnet hat, und die Sonne scheint, und irgendwo
fliegen harte Wölken am Himmel, so breunt, wenn Gott gut auf-
gelegt ist, wohl ein Regenbogen darauf, und fromme Leute sagen zu
ihren Kindern:

„Schaut nur, Kinder, das bunte Kind! Dort gucken die tausend
bunten Augen der Englein zum Himmel herauf!“
„Quatsch!“ sagt die Wissenschaft und tritt mit dem Fuße auf eine
Schweinblase, daß es laut knackst: „Schöpfke, das sind keine
Engelsaugen, das sind lediglich Brechungen des Lichts und so weiter...
und so weiter.“

„Europäische Metzer ausgelacht hat. Wille ich nicht
dem Sturm, und durch die reichlich geöffneten Tränen hin der
Friedenschein prangt über Gottes oder Welt, werden wohl gläubige
Seelen verstanden.“
„Schaut nur, Kinderlein!“
„Vot, loweit stimmt dieses Gleichnis. Aber, was wird die Wissen-
schaft sagen?“

Soziale Anträge im Reichstag.

Der Hauptantrag des Reichstages entfiel sich heute vor- mittag auf Vorschlag des Vorsitzenden dahin, nach Erledigung der folgenden Anträge die eilabstreichende Frage, dann die Zentrum- und die anderen Fragen zu beraten.

In der fortgesetzten Beratung der vorliegenden Anträge begrüßte ein sozialdemokratischer Redner die Notwendigkeit, die Mannschafslöhne zu erhöhen, und zwar für die in Preußen lebenden Mannschaften mit Wirkung vom 1. Dezember 1915 auf 50 Pfennig pro Tag, für die im Inland befindlichen Mannschaften mit gleicher Wirkung auf 50 Pfennig pro Tag, die bisher geblieben sind, und die anderen Fragen zu beraten.

Ein Redner des Zentrums bestritt eine andere Regelung der Familienunterstützung, und zwar soll die Familienunterstützung gewährt werden, wenn vor dem Kriege ein Jahres- einkommen der Familie von weniger als 2000 Mark bezeugt worden ist, die Zuschüsse des Reiches und der Einzelstaaten in die Sicherungs- verträge zur Erhöhung der Familienunterstützung sollen abgesetzt nach der Leistungsfähigkeit der Sicherungsverträge festgesetzt werden. Damit würde die Frage der Bedürftigkeit ausgefallen, Streitig- keiten vermeiden und die Geschäftler der Gnade der ausführenden Organe entzogen. Redner bestritt weiter die Erhöhung der Mannschafslöhne vom 1. Januar 1916 ab um 50 Prozent, und Befehlsgeld der Mittel hierfür durch zweckentfremdung.

Veränderung der Kriegszustandordnung.

Der Staatssekretär des Reichsjustizamts erwiderte, er habe bereits gestern seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, das bis- herige Drittel der Gesamtleistungen des Reiches zur Erhöhung der Familienunterstützungen zu erhöhen. In dieser Richtung ist eine Überlegung noch möglich. Wenn denen, die ein Einkommen bis 2000 Mark haben, Familienunterstützung zu gewähren, gehe ins- besondere, es würden dabei auch solche Personen eine Unter- stützung erhalten, die sie gar nicht notwendig hätten. Er müsse bitten, die Leistungsfähigkeit des Reiches zu berücksichtigen; für darüber hinausgehende Forderungen könne er die Verantwortung nicht übernehmen.

Ein Vertreter des Kriegsministeriums betonte, daß es einmündig gelungen sei, die Verpflegung rechtzeitig an den Mann zu bringen. Trommelröhre, köstliche Züge usw. seien dem Hindernis der Familienunterstützung zu erhöhen. In dieser Richtung ist ebenfalls für eine andere Regelung der Familienunterstützung ein und mündig gegen abnehmende Belege eine Beweiskraft. — Ein Mitglied der Fortschrittspartei fand die Mäßigung des Schatz- sekretärs zur Sozialarbeit begrifflich. Diese solle auch in der Krieg- zustandordnung betonen werden, die zu große Unterschiede auf- weisen. Ein Landtagsmann erhalte zum Beispiel 15 Mark monatlich, der junge Leutnant aber 300 Mark. Die Familienunter- stützung mit 2000 Mark Einkommen zu begrenzen, habe keine Bedeu- tung. Die Gegenüber sollten von Reichs wegen höhere Beträge er- halten. — Gegenüber dem Verlangen des Vorredners, den Ge- meinden die Hälfte der Unterstufen folgen zu erlauben, äußerte der Schatzsekretär: Beziehen. — Ein Mitglied des Reichstages sprach sich gegen die Erhöhung der Ver- pflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sprach sich gegen die Erhöhung der Verpflegungslöhne für die Mannschaften aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei. Er sprach sich für eine Erhöhung der Familienunterstützung aus, weil er davon nicht viel zu erwarten sei.

Ein Mitglied der Nationalliberalen, der selbst Kom- mandeur ist, schilderte die Verpflegungsverhältnisse.

Das Urteil darüber ist geradezu glänzend. Im Bewegungskrieg könne es wohl mal vorkommen, daß einer Hunger leiden müsse; eine Verpflegungserhöhung wäre aber völlig nutzlos. Die Kom- mandeure würden in fernerabsehbarer Weise hier eingreifen. Bezüglich der Familienunterstützung sei eine bessere Organisation zu empfehlen. Ob die Anträge hier zum Ziele führten, ist ihm sehr zweifelhaft. — Ein sozialdemokratischer Abgeordneter wünschte, daß die Familienunterstützung ähnlich wie in Oesterreich geregelt werde.

Ministerdirektor Dr. Senard äußerte wiederholt Bedenken gegen eine grundsätzliche Änderung der Familienunterstützung.

Das Angebot von Schlachtvieh.

Die Nachrichtenstelle der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg schreibt:

Die Bewohner von Stadt und Land in unserer Provinz sind ansehend nicht davon unberührt, daß wir uns seit Wochen ein Verbot abzugeben in Bezug auf den Verkauf von Schlachtvieh befinden. Für den Berliner Zentralviehhof ist der Normalauf- trieb von Schafen etwa 6000 Stück, jetzt werden aber seit langer Zeit über 10000 Stück getrieben. Der Preis ist seit Anfang dieses Monats um 10 Mark für den Zentner Schlachtgewicht in Berlin gestiegen, das macht für das Schlachtgewicht eine Erhöhung der Ge- staltungskosten von 20 Pfennig aus. Dabei ist der Schlachtviehpreis im Hinblick auf die Kriegszustandordnung mit 55 bis 75 Mark für den Zentner Schlachtgewicht sehr niedrig angesetzt. Die Verpfle- gung muß wiederholt darauf aufmerksam gemacht werden, mehr Sammelvieh einzufahren. Ebenso liegen die Verhältnisse bei den Rindern. Der Normalauftrieb ist für Berlin 3000 bis 4000 aufgetrieben. Wenn diese auch ein geringeres Lebendgewicht als in Friedenszeiten aufweisen, so ist doch das Angebot ein ziemlich hohes. Die Schlachtviehpreise werden ebenfalls seit längerer Zeit. Zu be- denken ist, daß in den ersten 11 Monaten des Vorjahres 1914 rund 50000 Röhre und Färsen, also weidliches Rindvieh, nach dem Berliner Zentralviehhof gelangte; in den ersten 11 Monaten dieses Jahres sind aber 150000 Röhre und Färsen verkauft worden. Es kann also der fällige Vergleich dieser Zahlen ergeben, daß die Land- wirte zur Fütterung des weidlichen Rindviehs nicht genug Futter haben und trotz der für den Verzehr hohen Milch- und Butterpreise nicht in der Lage sind, mehr zu kaufen, so lange die Preissteigerung die Futterkosten an den Viehhäusern nicht erhöhen kann. Am letzten Markte in Berlin waren etwa 50 Prozent des Rinder- auftriebes Röhre und Färsen, also Tiere, welche für die Milch- und Buttererzeugung in Frage kommen. Diese Verhältnisse muß vor allem der fällige Vergleich vor Augen haben, und es wird ihm dann nicht der Gedanke aufkommen, daß im Deutschen Reich jemals Milch, Butter oder Fleisch zur Verfügung steht, was er jetzt und heute verkauft ist, somit morgen an den Markt.

Die begrabene Streitart.

Vom Herrn Grafen Roskoph geht uns noch ein Schreiben zu, in dem der willkommene Vorschlag gemacht wird, im Mann des Burgfriedens die Streitart zu begraben. Wir hatten wegen der Verletzung unererlebens- Rar- toffeln gefragt, ob Graf Roskoph den Vorschlag die ent- stehenden Kosten bezahlen wollte, er antwortet darauf:

20 Pfennig Verlorenbrennig. Heute, wo normales Wetter ist und ich heute disponibel habe, lese ich sie selbst für den Zentner zu 10 Pfennig. Dabei verdienen diese 150 Mark pro Tag. Ihre Arbeitslosen würden demnach, wenn sie ebenso fleißig gewesen wären, 3 Mark pro Tag verdient haben. Dieser stellt sich heraus, daß 25 Prozent verkauft sind, während 15 Prozent der Ver- lorenbrennig aus den Fingern rufen. Daß ich den Arbeitern nicht abhandeln kann, binne Sie daraus ersehen, daß ich mich erboten habe, jede Woche ein Quantum der Stadt Leis frei Markt zu liefern, wenn sie dieselben zu den Selbstkosten von 2,75 Mark an keine Reue abgeben will, die sonst dem Händler pro Pfund 4 Pfennig = 4 Mark pro Zentner zahlen müßten.

Wir haben, wie zur Klärung der Debatte bemerkt sei, die Aufeinanderbeziehung mit Herrn Graf Roskoph nicht aus Lust am Disputieren begonnen, sondern weil wir in der aus- reichenden und rechtzeitigen Verpflegung der städtischen Be- völkerung mit Kartoffeln gerade in dieser kritischen Zeit eine außerordentlich wichtige wirtschaftspoli- tische Aufgabe erblickten. Um so mehr freut es uns, feststellen zu können, daß es an dem guten Willen auf der anderen Seite nicht gefehlt hat.

Journalistenbesuch der Universität Leipzig.

Uns Leipzig telegraphisch aus unserer Korrespondenz: Ein Teil der in Berlin anstehenden Journalisten hat am 2. November ein Mitglied der Universi- tät Leipzig eintrifft, werden in der Aula der Universität durch den Rektor Geheimrat Professor Dr. v. Strampell begrüßt. Gierat wird das von Professor Kamprecht gegründete und jetzt von Geheimrat Dr. Goeß geleitete Institut für Kultur- und Universal- geschichte beichtigt, worauf ein Besuch des archäo- logischen Instituts stattfindet, bei dem Geheimrat Professor Schmidt die Führung übernimmt. Am Nachmittag soll das physikalische Institut beichtigt werden, woran sich ein Besuch der Vorlesung von Geheimrat Professor Dr. Wundt, über die Geschichte der Philosophie schließt. Am Abend wohnen die Gäste dem Konzert im Gewandhaus bei.

Wissenschaftliche Nachrichten. Dr. phil. Walter Graft, Rufus der königlich bayerischen Generaldirektion in München, wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Dr. Graft, der zuerst als Lehramt und Kommandeur einer leichten Feldartilleriekompanie im Westen im Felde steht, ist 1876 zu Augsburg geboren. — Der Privatdozent für systematische Zoologie an der philosophisch-theologischen Fakultät der Universität Bern, Dr. Hans Götz, wurde zum Professor ernannt. — Die Universi- tät Basel gab 980 Studierende, darunter 52 Frauen. Im Gees- dichten stehen 170 Mitglieder. Von den eingeschriebenen Studierenden kommen 712 aus der Schweiz selbst, 69 aus Deutschland, 21 aus Oesterreich-Ungarn, je 4 aus Japan und England und 147 aus Rus- land. — Professor Dr. Goeß, bisher Oberarzt an der Augenklinik in Greifswald, habilitierte sich an der Augenklinik der Uni- versität Frankfurt a. M. Professor Dr. Goeß ist mit zahl- reichen wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Augenheilkunde hervorgetreten. Er war Kriegsteilnehmer, geriet im September 1914 in französische Gefangenschaft, wurde ausgeliefert und erhielt am 28. Mai der Preussens eine Verwundung; er erhielt das Eiserne Kreuz.

Der Nachfolger von Professor Solowien.

Alexander v. Fiebig, der bekannte Komponist und Kapellmeister, über- nimmt auf den letzten Wunsch Wilhelms Folowiers die Leitung des Sternchen Konfektoriums. Alexander v. Fiebig wird ebenfalls seit vielen Jahren als Direktionsbevollmächtigter der Sternchen des Sternchen Konfektoriums und als Lehrer am Institut. Durch die langjährige gemeinsame Arbeit mit dem verstorbenen Direktor Professor Folowier mit allen Angelegenheiten vertraut, wird Alexander v. Fiebig das Sternchen Konfektorium im Sinne des Ver- blichenen weiterführen.

Wohlgemeinte Mahnungen.

In belommenen agrarischen Kreisen ist man sich darüber klar, daß die teilweise unzureichende Verpflegung des Wartes mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen für die städtische Reichs- politik nicht ohne Folgen bleiben kann. So geht uns aus Schließen ein Bericht über eine Antragsfrage, die der Ver- ordnungsreferent des Reichsministeriums für die Verpflegung des Reichs- landesverbandes schiedlicher landwirtschaftlicher Ge- nossenschaften in Girschberg hielt. Herr Girschberg erklärte um- möglichste Einschränkung des Butterverbrauchs in ländlichen Familien im Interesse des Ganzen und gab dann der Ver- führung Ausdruck, daß bei etwainigen Verlangen der Land- wirtschaft hinsichtlich der Volksernährung nach dem Kriege die Grenzpreise fallen könnte. Nach dem „Boten aus dem Rhein- gebiet“ führte er aus:

Wenn es der Landwirtschaft nicht möglich werde, jetzt das herauszuholen, was die Bevölkerung an Lebensmitteln braucht, erhalten wir nach dem Kriege offene Grenzen. Was das heißt, wenn nach dem Kriege Oesterreich uns mit Vieh verpflege, wolle jeder Land- wirte. Deshalb möge man sich fest von dem Gedanken lösen, für ausreichende Erhaltung des Viehes zu sorgen, um nicht bei den nächsten Zollverhandlungen Gefahr zu laufen.

Wichtig ist nicht dieser Appell an den Egoismus, auch dort verstanden werden, wo man anderen Erwägungen weniger bereitwillig Gehör schenkt. In ähnlicher Weise hat auch der Vorstand der Landwirtschaftskammer in Mer für die Provinz Westfalen ausführend zu wirken gesucht. Nach der „Kreuzzeitung“ äußerte er sich über die Verpflegung der Bevölkerung mit Vieh in folgenden Worten:

Besichtig der Höchstpreise für Schlachtvieh wurde nam der Vorstand davon Kenntnis, daß die Beschaffung der Schlachtviehmärkte nach Erlaß der Höchstpreise sehr gering geworden ist. Dafür ist jedoch nicht der Landwirt, sondern der Viehhändler verantwortlich zu machen. Gegenüber den irdigen Mahnungen die immerhin in landwirtschaftlichen Kreisen für die Stellung der Höchstpreise doch noch bestehen, und deren Befestigung erwünscht ist, betonte der Vorstand der westfälischen Landwirtschaftskammer, daß die fest- gesetzten Höchstpreise nicht ab Ziel des Viehhändlers gelten, sondern frei Schlachtviehmarkt und in Gemeinden mit öffentlichen Schlachthäusern frei dieser zu verstehen sind. Es müssen also für Trans- portkosten, Gewichtverluste, Händlergewinn usw. ebenso wie früher gegenüber der Notierung der Schweinepreise entsprechende Ab- schläge bei der Verkauf zu berücksichtigen werden. Man hat hier wurde hervorzuheben, daß eine Erhebung der Schweine- höchstpreise über eine Beschaffung der Schweine nicht zu erwarten sei. Derartige Gerüchte entbehren der Grundlage.

Diese Bemerkungen betreffen sich zwar, einen Teil der Schuld an der herrschenden Mangelzustand auf den Viehhändler abzuwälzen, aber sie richten sich doch auch gegen die „irdigen Mahnungen“ landwirtschaftlichen Kreisen. Man wird zu- warten, wäre schon deshalb nicht angebracht, weil tatsächlich auch andere Faktoren an der Fleischknappheit und Fleisch- teuerung beteiligt sind.

Kleine politische Nachrichten.

Der Vorwärts teilt mit: Die sozialdemokratische Fraktion hat in ihrer gestrigen Sitzung mit 60 gegen 31 Stimmen beschlossen, bei der ersten Sitzung der Kreditvorlage wie in den früheren Fällen die Bildung einer Untersuchungskommission abzuweisen und zu lassen. Eine Abstimmung über eine Gesetzesvorlage ist im Reichs- tage bei der ersten Sitzung unzulässig. Zu der Kreditvorlage selbst wird die Fraktion erst in einer späteren Sitzung Stellung nehmen.

Bei der Landtagswahl im preussischen Wahlkreis 51 (Südwestfalen) wurde Deputierter Dr. Giesmar (Zentrum) einstimmig gewählt.

Wie man uns mitteilt, wird infolge einer bei der Reichsunter- mittelfeld geübten Anregung die Gerberverwertungsgesellschaft m. b. H. auch denjenigen Kartoffelverwertern, deren eigener Durchschnittsertrag 150 Hektoliter Kartoffel- Ertrag übersteigt, Erleichterungen hinsichtlich des eigenen Einkaufs der benötigten Gerber einräumen. Die Einzelheiten werden in den nächsten Tagen veröffentlicht.

Bürgermeister Pletsch-Roskoph wurde als Bürger- meister nach Giesmarum berufen.

Eine Eingabe wegen Einbeziehung der außerrechtlichen Kinder in die Hinterbliebenenversorgung hat der Bund für Mutterdienst, Ortsgruppe Berlin, erneut an Reichstag und Bundesrat geschickt. Seine Bitte vom 8. August 1914, die Kriegsanforderungen auf die unehelichen Kinder auszuheben, hat bekanntlich Erfüllung gefunden. Es ist die natürliche Folge dieses Beschlusses, die Unter- stützung nunmehr auch auf die hinterbliebenen außerrechtlichen Kinder auszuheben. Sowohl in der „Freien Kammer“ vom 1. Dezember 1914, wie nach dem „Künftigen Bericht“ vom 18. März

Frank Bedekinds „Bismarck“ ist vom Deutschen Theater zur Aufführung erworben worden.

Wir haben seinerzeit aus Frank Bedekinds dramatischer Studie in sechs Akten: „Bismarck, Bilder aus der deutschen Geschichte“ die zweite Szene des ersten Aktes an dieser Stelle zum Abdruck gebracht.

Theaterchronik. Im Berliner Theater ging gestern „Wenn zwei Hochzeit machen“ zum 50. Male in Szene. Das lustige Stück fand den lauten Beifall des vollen Hauses, die Compositoren wurden immer wieder gerufen. Die gelungene Ver- stellung nahm im Zeichen der Wohlthätigkeit. Die Einnahmen sollen mit dazu helfen, die von den Waisen gestifteten Orchester in den Kasernen wieder aufzubauen.

Im Deutschen Opernhaus fand Freitag die erste Auf- führung von „Wigolt“ statt. Am Donnerstag tritt Frau Boehm van Eubert als Lindie auf. Den Ritter Hugo singt in dieser Vorstellung Karl Gontier, den Kahlbrenn Dr. phil. Hoober, den Knappen Dietrich Julius Kaban und die Gräfin Verbalda Gann Jürgens.

Am 19. März Operettentheater beendet Louis Treu- mann morgen (15. Dezember) sein Gastspiel in der Operette „Der Welterbummer“. Seine Rolle wird fortan von Hans Hop- pen gespielt werden.

Im Thalia-Theater findet am 20. Dezember die hundertste Aufführung von „Der Zauberhut“ statt.

Otto Weib. Der Berliner Schriftsteller und Musiker Otto Weib ist im Alter von 66 Jahren in Berlin gestorben. Als Schriftsteller ist er durch seine Apperisenanstellung „So lebt ihr“ bekannt geworden. In der stappeln, schlagenden Form seiner kleinen Schöpfungen steht ein geistvoller, oft bitterer Kern, der von über- legener Lebenserfahrung, abgeklärter Lebensweisheit zeugt, aber auch feilsche Qualen und Mariken seines Lebens verriet, von zerbrochenen Hoffnungen und unerfüllten Wünschen spricht. Auf musikalischen Gebiet wirkte er als Kritiker und als Lehrer und „setzte auch auf diesem Felde seiner ganzen Art entsprechend ge- haltvolles und Tüchtiges. Die letzten Jahre seines Lebens waren durch schmerzhaftes Leiden getrübt, von dem ihm nur der Tod erlöste hat.

Was der Kunstwelt. Die Ausstellung Menschliche Werke im Künstlerhaus, Bellevuestraße 3, wird bis zum Freitag, 17. Dezember, abends 6 Uhr, verlängert. Außerdem findet die alljährliche Weihnachts-Versteigerung der Mitglieder des Vereines Berliner Künstler statt.

Trauerfeier für Sigmar Mehring.

Uns heute wurde Sigmar Mehring, unser jüngerer, bahngewandener Freund und Kollege, zur letzten Ruhe beifahrt. Im die Hinterbliebenen, Witwe und Sohn, verlassene ich in der Hilfe des Hohen Reichs in einem großen Kreis von Freunden und Bekannten des Verstorbenen. Mit dem Verleger, den Redaktionskollegen vom „Berliner Tageblatt“ und der anderen im Verlage Rudolf Wolke erscheinenden Zeitungen waren erschienen Bogumil Zepier, Hans Brenner, Hofkapellmeister Max Pohl und andere. Den Verein Berliner Presse, dessen langjähriges Mitglied Mehring gewesen, vertrat Paul A. Kitzler. Auf der Empore aber fanden Trauerfeier, die zu Sigmar Mehring seine andere Beziehung hatten als gerade diejenige, die der Dichter und Journalist sich wünschen mag: treue Leser seiner Schriften, Freunde seiner Arbeit.

Mit dem Dichter Otto Dabovich vorgetragenem feierlichen Gesang „Da unten ist Friede“ nahm die schlichte Feier ihren Anfang. Dann trat Fritz Engel zur Seite des reich mit Blumen und Kränzen geschmückten Sarges und zeichnete in liebevollen, innigen Worten ein Bild des Gestorbenen. Dieses Bild wollen sich seine Freunde noch einmal heraufbesuchen, seine vielen Freunde, denen Sigmar Mehring allezeit die Treue bewahrt hat. Sein Leben war erfüllt von der schöpferischen Liebe zum Apollonismus, und diese tiefe Liebe war ausgeprägt im Berufsleben ebenso wie in dem idealen Familienleben. Die er- greifende Rede schloß mit dem Bekenntnis: „Wir lieben dich!“

Für die Redaktion der „Berliner Volks-Zeitung“ gedachte Gehe- redakteur Otto Wulfsch den Geistesgenossen, der in seinen Gedichten die Liebe zum Volk fundierte und dessen Lieber bei dem Volk in Waffen ein tiefes Echo gedreht haben.

Während der Trau in die Tiefe vertrat, erob sich das Lieb des Aufschlags: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, ...“

Am Trauerhause und in der Redaktion sind zahlreiche Bei- teilsunabgebungen eingegangen, darunter von Karl Haupt- mann, Professor Eduard Engel, Rudolf Veßber, Direktor Hans Adweil (Hamburg), Direktor Schönfeld vom Thalia- theater, Marcel Salzer, Alfred Schmalow, Hofkapellmeister v. Strauß, Direktor Landwehr, Julius Stielenheim, Rudolf Gleich, Hans Weinstock, Max Kehler, Ernst Oppler, Hermann Strud, Heinrich Hille, Wale Schrei- ber, von der Redaktion der „Künftigen Blätter“ und vom „Berliner Presse“.

